

MERKUR

Gegründet 1947 als Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Franziska Davies/Ekaterina Makhotina, Leerstellen der
Erinnerungspolitik

Volker Breidecker, Das große deutsche Beschweigen

Anne Rabe, Kinderland

William Donahue, Bombennacht Dresden

Bodo Mrozek, Sinneskolumne. Sensorischer Rassismus

Heinz Bude, Dahrendorfs Welt

Christoph Türcke, Lobbydemokratie

Paul Tucker, Das Dilemma der Europäischen Zentralbank

Wolfgang Hottner, Aufzeichnungen einer Japanreise

Günter Hack, Pirol/Kein Pirol

Robin Detje, Nicht



74. Jahrgang, November 2020

Klett-Cotta

858

Anne Rabe

Kinderland

Sommer 2019. Nördlich von Stockholm sitze ich auf der Terrasse des Ferienhauses und blicke auf die windstille Ostsee, als Franzi anruft. Am Tag zuvor hatte ich ihr einen Text von mir geschickt, in dem auch sie vorkommt. Um über unsere gemeinsame Kindheit weiterschreiben zu können, möchte ich mir ihre Erlaubnis einholen. »Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen«, sagt sie, und dann beginnen wir zu reden.

Das Jahr, in dem sich die Öffnung der Berliner Mauer zum dreißigsten Mal jährt, beginnt für mich mit einem Buch. Im Februar war Ines Geipels *Umkämpfte Zone – mein Bruder, der Osten und der Hass* erschienen. Geipel beschreibt die Gewaltgeschichte des Ostens. Bis zum Fall der Berliner Mauer hat der Teil des Landes, der noch immer als »die neuen Bundesländer« umrissen wird, von 89 Jahren des 20. Jahrhunderts 56 als Diktatur durchlebt. Eine lange Geschichte menschenverachtender Gewalt und Millionen Varianten, diese zu beschweigen.

Im Fernsehen aber beginnt 2019 die Honni-Horror-Picture-Show. Man möchte an die guten Momente erinnern. Kati Witt, das schönste Gesicht des Ostens, Urlaub am Plattensee ohne viel Schnickschnack, das Ost-Sandmännchen, das es nach der Wende auch ins Westfernsehen geschafft hatte, und immer wieder die Medaillen. Wenig Platz findet die harte Realität der sozialistischen Diktatur. Die tödlichen Fluchtversuche, Bautzen, Hoheneck, Jugendwerkhöfe und das Zwangsdoping an Tausenden von Kindern.

Nun soll vor allem die schwierige Zeit nach der glücklichen Novembernacht betrachtet werden. Eine Aufarbeitung der Treuhandgeschichte wird gefordert, denn auf der Politik lastet der Druck der kommenden Landtagswahlen. Spätestens seit Pegida 2014 in Dresden mit ihren islam- und ausländerfeindlichen Demonstrationen begann, ist nicht mehr zu leugnen, dass der Osten Deutschlands eine eigene politische Temperatur hat. Während die Zustimmungswerte im Westen mit dem Aufstieg des völkisch-nationalen Flügels der Alternative für Deutschland schon bei den Europawahlen im Mai deutlich sinken, legen die blaugefärbten Braunen in Brandenburg, Sachsen und Thüringen so kräftig zu, dass ein AfD-Ministerpräsident in allen drei Ländern möglich scheint.

So weit kommt es zum Glück im Herbst dann nicht, aber das Bekenntnis zur extremen Rechten liegt nun in den fünf ostdeutschen Bundesländern stabil bei oft weit über 20 Prozent. Anders als das gängige Klischee will, fin-

det die AfD ihre Wähler keineswegs vor allem unter alten weißen Männern. Es sind die Alten (fünfundsechzig plus), die mit großer Mehrheit entweder CDU, SPD oder Die Linke auf den ersten Platz wählten. In allen jüngeren Altersgruppen konnte die AfD die meisten Stimmen für sich verbuchen.

Ich frage mich, woher das kommt. Woher wir kommen. Warum haben auch die Jungen, die in den achtziger oder neunziger Jahren geboren wurden, dieses Gefühl, »Bürger zweiter Klasse« zu sein, das als Ursache für das Wahlergebnis in den Analysen immer wieder auftaucht? In einer Umfrage der *Sächsischen Zeitung* vor der Landtagswahl im Herbst stimmten auch 70 Prozent der 18- bis 29-Jährigen dieser These zu. Diejenigen also, die als BRD-Bürger geboren und ohne Diktaturerfahrung aufgewachsen sind.

Ich bin Jahrgang 1986. Kaum hatte ich die sozialistische Namensweihe empfangen, war ich ein Wendekind. Die Erinnerungen an das Land, das meine Geburt bezeugt hat, sind blass. Die Fahnen zum vierzigsten Jahrestag. Kindergartenlieder. Der mit Flieger behangene Besenstiel zum Kindertag. Und meine vorsichtige Frage an der Hand meiner Mutter: »Leben wir in Deutschland?« – »Nein, sagte sie, »wir leben in der DDR.«

Wenn ich an meine Kindheit in Mecklenburg denke, fallen mir sofort die ersten Takte eines Kinderlieds des sächsischen Liedermachers Gerhard Schöne ein – *Kinderland*. Bedrohlich wirken die Geigen, die das Lied einleiten, das Schöne dann mit sanfter Stimme vorträgt: »Hinter dem Affenstrand, kurz vorm Schlaraffenland, da liegt Kinderland ...« Ein Land, in dem Kinder alles dürfen, weil kein Erwachsener sie gängelt. »Wer da hin will, hebt die Hand. Nach Kinderland.« Mein Kinderland waren die neunziger Jahre an der mecklenburgischen Ostsee, eine Landschaft, in der wir Kinder uns alleine einen Weg durch die Zeit suchen mussten.

In Schweden wird es allmählich dunkel. Franzi und ich legen noch nicht auf. Es ist das erste Mal, dass wir über unsere Schulzeit sprechen und über die DDR. Wir erinnern uns an eine Schulzeit, deren Brutalität uns zwischen unseren Sätzen schlagartig bewusst wird, als wären wir schon lange Träger desselben Geheimnisses und hätten jetzt erst bemerkt, dass wir damit nicht allein waren. Wir denken nicht nur an die Tatsache, dass Neonazis Spielplätze, Jugendclubs und ganze Straßenzüge besetzten, wie es seit Herbst 2019 auf Twitter unter dem Hashtag »baseballschlägerjahre« beschrieben wird. Wir denken an das Schweigen der Erwachsenen, die auf vieles wohl selbst keine Antwort hatten.

Ich erinnere mich zum Beispiel an 1992, den Weg unserer Hortgruppe von der Grundschule zum Hortgebäude. Nachdem uns eine Erzieherin ein paar

Mal begleitet hatte, sollten wir die Strecke nun allein zurücklegen. Dabei kamen wir an einem Kiosk vorbei, der es mit dem Jugendschutzgesetz nicht so streng nahm. Hier konnte jeder tanken, was er wollte. Vor diesem Kiosk stand häufig eine Gruppe von jugendlichen Neonazis rum, die sich freute, wenn wir an ihr vorbeimussten. Denn zu unserer Hortgruppe gehörte auch ein vietnamesisches Mädchen. Sie kreisten uns ein und begannen, das Mädchen zu beschimpfen. Unsere Versuche, sie zu verteidigen, belustigten die Kahlköpfe. Ich kann mich an kein einziges Mal erinnern, in dem ein erwachsener Passant auf die Idee gekommen wäre, uns Erstklässlern zu helfen.

Im Gegensatz zu unseren Eltern konnten wir ganz gut erkennen, ob es sich um linke oder rechte Springerstiefelträger handelte. Man erkannte es an den Schnürsenkeln. Waren sie weiß, handelte es sich auf jeden Fall um Nazis. Rote Schnürsenkel hingegen waren die ungefährlichen Ois oder Redskins. Die Erwachsenen hatten keine Zeit, sich um solche Feinheiten zu kümmern. Sie fanden eh, dass das mit den Nazis zu sehr hochgekocht wird. Sie hatten andere Sorgen. Viele wurden arbeitslos, manche Berufe verschwanden ganz. Bei anderen war die Rente existenzbedrohend knapp.

Wie bei meinem Großvater, dem Vater meiner Mutter. In der DDR hatte man ihn mit Preisen behängt und als Propagandist ausgezeichnet. Er hatte nach Moskau reisen dürfen und sogar in die Mongolei. 1990 aber wurde er als staatsnah eingestuft und musste auf einen erheblichen Teil seiner Rente verzichten. Alles war anders. Erzählt hat er davon nie. Ich fand es heraus, als ich in seinem Nachlass Briefe an Politiker und Behörden fand. Darin Variationen seiner Biografie, die dem Gegenüber verständlich machen sollten, dass es sich bei ihm um einen anständigen Menschen handelte. Dass er es nicht verdient hatte, nun für irgendetwas zu büßen. Stalingrad, russische Kriegsgefangenschaft, seine Entscheidung für den Ostteil des Landes, obwohl die Familie ihn um Übersiedlung bat, der Glaube an den Sozialismus, trotz durchaus erkennbarer Fehler. Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen hatte er vorsichtig von Stalingrad erzählt. Dass er froh gewesen sei, dass er niemanden erschießen musste. Sei aber nur Glück gewesen. Über seine Kameraden wollte er nicht den Stab brechen. Für die Mauertoten hingegen kannte er kein Mitgefühl. Sie hätten gewusst, was sie erwartet. Genau wie er, als er zusammen mit einem Holländer über sechs Zäune gestiegen war, um aus der russischen Gefangenschaft zu fliehen: »Ein Land hat das Recht, seine Grenze zu verteidigen!«

Diese Härte sich selbst und anderen gegenüber weht wie ein kalter Wind durch meine Erinnerungen. Ich denke an Ricardo und Jonny, mit denen Franzi und ich aufs Gymnasium gegangen sind. Beide waren klein und schwächlich. Jonny hatte Hörgeräte und musste immer in der ersten Reihe

sitzen, um alles mitzubekommen. Ricardo saß neben ihm. In den Pausen bezogen die beiden regelmäßig Prügel von den größeren Jungen des Jahrgangs. Einmal warf jemand eine Federtasche nach Ricardo und traf ihn mit voller Wucht an der Schläfe. Ricardo ging ohnmächtig zu Boden. Man richtete ihn wieder auf.

Aber Jonny und Ricardo waren nicht nur in den Pausen Willkür und Gewalt ausgesetzt. Auch die Lehrer hatten ihren Spaß mit ihnen. Nicht nur, dass sie die Übergriffe der stärkeren Schüler ignorierten, die beiden wurden in schöner Regelmäßigkeit an der Tafel vorgeführt. »Leistungskontrolle« nannte sich dieses Ritual, bei dem es nur darum ging, den beiden Jungen zu verdeutlichen, dass sie an dieser Schule nichts zu suchen hatten. Dass solche wie sie überhaupt nur Abitur machen würden, weil es jetzt eben so sei, dass jeder Abitur machen könne.

Irgendwann zitterte Ricardo nur noch und brachte kein Wort mehr heraus. Subjekt, Prädikat, Objekt – das kann doch nicht so schwer sein. Zumal er doch nun am eigenen Leib erfahren hatte, dass er nicht das Subjekt in diesem Satz war und folglich das Prädikat nicht von ihm abhing. Man machte mit ihm. Und mit vielen anderen.

Die Lehrer, die wenige Jahre zuvor ihren Schülern noch vermitteln sollten, dass die DDR das bessere Deutschland ist und der Westen der Klassenfeind, arbeiteten jetzt für diesen Westen und sollten uns auf ein Leben in einer Gesellschaft vorbereiten, die sie selbst nicht kannten. Vielleicht überspielten sie bloß ihre Hilflosigkeit mit dem autoritären Gehabe? Vielleicht machten sie aber auch einfach so weiter wie immer. Man hatte sie übernommen und für brauchbar befunden. Sie schwiegen über die Stasi und über die Funktion, die sie im System innehatten. Dass wir jetzt Partys auf dem Gelände eines ehemaligen Jugendwerkhofs feierten, war weder für sie noch für unsere Eltern Anlass, uns Margot Honeckers menschenverachtendes System der Jugendhilfe zu erklären. Wir wussten trotzdem einiges, zum Beispiel, dass die Russischlehrerin die letzte FDJ-Sekretärin der Schule gewesen war, und zugleich wussten wir nichts damit anzufangen. Das Land, an das wir nur wenige Erinnerungen hatten, war uns seltsam ungenau vertraut – als Referenzsystem für alles, was nun schlechter war – und trotzdem für uns nicht klar zu umreißen. Und wir trauten uns nicht, zu fragen, das verminte Gelände zu betreten.

In dieses Schweigen über das Wesen der DDR-Diktatur knallten die Schüsse von Robert Steinhäuser, Jahrgang 1983, am Erfurter Gutenberg-Gymnasium. In unserer Schule antwortete man darauf mit einer Schweigeminute. Und wir fragten uns, wer bei uns schießen könnte. Die meisten dachten an Tommy. Tommy, der sich, nachdem er jahrelang von seinen Mitschülern

drangsaliert worden war, das martialische Äußere eines Metal-Anhänger mit fettigen, langen Haaren und schwarzem Ledermantel verpasste und die Schulstunden durchschwieg, indem er auf seine Hände starrte, die im Satansgruß aneinandergelegt unter dem Tisch in seinem Schoß ruhten. Was uns vor Tommy schützte, war vielleicht seine Alkoholsucht. Schon in der Neunten begann er am Ende einer Doppelstunde zu schwitzen und ging dann schnell in die Pause, um auf der Toilette an seinem Flachmann zu nippen.

Das Leben nach der Maueröffnung war weitergegangen und hangelte sich an alten Ritualen entlang. Im Jahr 2000 hatte ich Jugendweihe, wie die allermeisten aus meinem Jahrgang. Noch heute machen etwa 70 Prozent der Achtklässler in Mecklenburg diese Ersatzkonfirmation mit. Die Jugendweihe ist keine Erfindung der DDR. Nur hatte sie in der DDR staatspolitische Bedeutung. Wer sich ihr verweigerte, hatte mit Repressionen zu rechnen. Eine Zulassung zum Abitur konnte so jemand zum Beispiel nicht erwarten. Das Ende der Diktatur war seltsamerweise trotzdem nicht das Ende dieses Rituals.

»Erinnerst du dich noch an die Festrede?« Franzi stockt. Dann fällt es ihr wieder ein. Die Festrednerin rezitierte einen anderen Liedertext von Gerhard Schöne – »Der Stein«: »Ein Junge war einmal ganz bockig und böse. Da wußte die Mutter nicht ein und nicht aus. Sie drohte ihm eine Tracht Prügel zu geben und schickte ihn schließlich zum Garten hinaus. Er sollte sich selbst einen Stock draußen suchen. Sie wartete lange, dann kam er herein. Er schaute der Mutter verzweifelt entgegen und trug in der Hand einen faustgroßen Stein. ›Ich find' keinen Stock«, so erklärte er ihr, ›den Stein aber kannst du doch werfen nach mir.« Ich erinnere mich genau an den Moment, als die Rednerin den Liedertext vortrug. Nervös blickte ich zu meinen Eltern und Großeltern, die mir auf der Tribüne der Mehrzweckhalle gegenüber saßen. Häusliche Gewalt, prügelnde Eltern, das war bisher kein Thema gewesen, keines, über das sich jemand zu sprechen getraut hätte.

Ich frage mich, wie vielen meiner Mitschüler es an dem Tag wohl gegangen ist wie mir. Wie viele haben genauso verstohlen zu ihren Eltern geblickt, wären am liebsten im Boden versunken und wünschten sich nichts sehnlicher, als dass diese Rede ein Ende fände?

Ich glaube nicht daran, dass das Thema Kindesmisshandlung im Themenkarussell für Jugendweihen gerade an der Reihe war. Ich glaube, dass dieses Thema zehn Jahre nach der Wiedervereinigung in der Luft lag.

Ich suche nach Anhaltspunkten in der Vergangenheit. Wie war die Gesellschaft beschaffen, aus der wir kamen? 2001 schreibt die Sozialwissenschaft-

lerin Sabine Gries in ihrer Dissertation mit dem Titel *Kindesmisshandlung in der DDR*: »Doch wurden Kinder in der DDR offiziell stets nur unter einem ganz bestimmten Blickwinkel gesehen: als zukünftige Träger einer sozialistischen und als Wegbereiter einer kommunistischen Gesellschaft.« Das Kind war keine individuelle Persönlichkeit, sondern hatte dem Kollektiv zu dienen. Die Eltern hatten, genau wie die staatlichen Erziehungsinstitutionen, die Aufgabe, das Kind zu einer sozialistischen Persönlichkeit – zum »Neuen Menschen« – zu formen. Ein Höhepunkt dieser Erziehung war die Jugendweihe gewesen.

Gries beschreibt die ideologische Betrachtung von Gewalt gegen Kinder im real existierenden Sozialismus. Diese Gewalt wurde als Ausdruck eines bürgerlichen Familienmodells gesehen. Als Ergebnis des Drucks auf die Familie im Kapitalismus. In den sechziger Jahren gab es zwar noch Studien zu Misshandlungen und Kindstötungen in der DDR, die aber schlossen mit der Prognose ab, es handele sich um ein vorübergehendes Phänomen, das mit der Ausbildung der sozialistischen Gesellschaft verschwände. Als diese Prognosen in den siebziger Jahren nicht eintrafen, stellte man die Forschung dazu ein. Die Kriminalstatistik, die auch immer als Beweis dafür herhalten sollte, dass es in der sozialistischen Gesellschaft viel weniger Kriminalität als in westlichen Ländern gebe, hat Kindesmisshandlungen und Kindstötungen gar nicht erst geführt. Genauso sieht es mit der sexualisierten Gewalt gegen Kinder aus. Die unabhängige Untersuchungskommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs kommt im März 2019 in einer Studie zu dem Schluss, dass die sexualisierte Gewalt im Osten weit mehr tabuisiert war als im Westen. Es durfte noch weniger sein, was war, weil es nicht in das Selbstbild des Landes passte.

Die Anforderungen an das sozialistische Kind erinnern in mancher Hinsicht an die Vorgängerdiktatur. Zentrum der Erziehung ist es, sich einem höheren Ziel unterzuordnen. Dafür gilt es, den Körper zu ertüchtigen und den Geist zu schulen – aus dem Rassenbewusstsein wird ein Klassenbewusstsein, aber im Zentrum steht der Hass auf den Feind. Das geht im Kindergarten los und reicht bis ans Ende der Ausbildungszeit. Dazu Erich Mielke noch 1979: »Man muß solche jungen Tschekisten heraussuchen, herausfinden und erziehen, daß man ihnen sagt, du gehst dorthin. Den erschießt du dort im Feindesland. Da muß er hingehen und selbst, wenn sie ihn kriegen, dann steht er vor dem Richter und sagt: ›Jawohl, den hab ich im Auftrag meiner proletarischen Ehre erledigt.« So muss das sein, das sind die Aufgaben der FDJ.«

»Dass man nicht weinen durfte, ist auch so ein DDR-Ding«, sagt Franzi. »Ich erinnere mich noch genau an den Moment, als ich mir geschworen habe, nie mehr zu weinen«, sage ich: »Da war ich fünf und mein Bruder drei. Wir haben beim Zähneputzen herumgealbert und irgendwann ist unsere Mutter reingekommen und war natürlich genervt von dem Lärm. Sie riss die Tür auf und sagte dann ganz ruhig: ›Jetzt muss ich euch leider verhauen.‹ Das war sowieso immer der Oberhammer. Dieses Ankündigen. Dieses ganze Geschlage sollte natürlich keine Affektat sein, sondern eine wohl überlegte Erziehungsmaßnahme. Also Jan und ich stehen da und warten blöd rum, jeder an seinem Waschbecken. Und da habe ich zu Jan gesagt: ›Du darfst nicht heulen. Wenn du heulst, dann freut die sich.‹«

Natürlich hat Jan geweint. Er war gerade drei Jahre alt geworden und konnte nicht anders, als seinen Schmerz herauszubrüllen. Ich aber hielt durch. Ich hielt mich mit beiden Händen am Waschbecken fest, so dass ich meinen Mund auf meinen Handrücken ablegen konnte. Meine größte Angst war es, mir die Zähne am Waschbecken anzuschlagen. Diesen Schmerz würde ich nicht aushalten können. Ich erinnere mich daran, dass meine Mutter es gar nicht fassen konnte und immer weiter schlug. Sie wollte, dass ich weine. Dass ich aufgebe. Aber den Gefallen tat ich ihr nicht. Den Teil von mir, der weinen wollte, der sich nach Trost sehnte und nach Schutz, den vergrub ich tief in mir und würde ihn ihr nicht mehr zeigen. In den Jahren darauf hat sie den Versuch, mich zum Weinen zu bringen, nicht aufgegeben. Manchmal hat sie es geschafft.

Das Schweigen über die Vergangenheit schloss auch das Schweigen über die Gewalt ein. Die Gewalt war schon da, bevor ich dazukam. Ich weiß nicht viel über die Kindheit meiner Eltern, über ihre Freunde oder ihre Hobbys. Welche Musik sie hörten, wovon sie träumten. Aber Jan und ich waren nicht die Ersten, die ihre Körper und Seelen zu verteidigen hatten. Mein Vater und seine Geschwister griffen nicht ein, wenn unser Großvater seine Frau, unsere Oma, durch die Wohnung schubste und boxte. Auch nicht, wenn er sich plötzlich vor mir aufbaute, mich vor der Familie niederbrüllte, wahllos beschimpfte und danach zu sich auf den Schoß zog. Als ich darum bat, nicht von ihm geküsst zu werden und er mir trotzdem seine rotzbenästen Lippen auf meine presste. Meine Mutter ergriff nicht das Wort für ihre Schwester, die aufgrund einer schweren Erkrankung manchmal auf Familienfeiern fehlte, weil sie sich erholen musste. Das nahm man ihr übel. Auch vor uns Kindern wurde schlecht über sie gesprochen – zu faul, zu selbstüchtig –, das schwarze Schaf der Familie, eine Enttäuschung in allem, was sie tat. Ihre Tochter, unsere Cousine, sollte Jan und mir als schlechtes Beispiel dienen,

wenn sie am Zeugnistag wieder einmal nur knapp die Versetzung geschafft hatte. Von der chronischen Krankheit meiner Tante habe ich erst erfahren, als ich bereits erwachsen war. Die Angst, die Gewalt und der Hass hielten unsere Familie fest im Griff und auf Spur.

Franzi erzählt, dass in ihrer Familie immer klar war, dass die DDR ein Unrechtsstaat war. Bei ihr gab es, anders als in meiner Familie, keine Ostalgie, keine Sehnsucht nach dem besseren Deutschland. Aber das gleiche Schweigen. Und eine ähnliche Temperatur.

Die Faktenlage über die Gewalt in den Ostfamilien ist dünn, wie Sabine Gries in ihrer Dissertation schreibt, weil es in einer totalitären Struktur keine freie Forschung geben kann. Als man beschlossen hatte, dass der Sozialismus die kinderfreundlichste aller Welten ist, hat man zugleich das Schweigen beschlossen. Die institutionelle Gewalt jedoch ist belegt. Jugendwerkhöfe, Kinderheime, Kinder- und Jugendsportschulen waren geschlossene Gewaltsysteme. Gerieten Kinder in diese Systeme, waren sie schutzlos ausgeliefert. Kontrollinstanzen gab es nicht.

Meine Jugendweihe und das verpasste Halstuch. Bis 1989 hatten meine Eltern eine klare Vorstellung von ihrer, meiner und Jans Zukunft. Sie würden ihren sozialistischen Verpflichtungen nachgehen und dafür in Sicherheit leben können. Keine Arbeitslosigkeit, bescheidener Wohlstand, keine Überraschungen. Ab und zu ein Urlaub in den Bruderstaaten. Jan und ich würden gute Sozialisten werden. Dann war alles vorbei. Meine Mutter saß vor dem Fernseher, als es passierte. Mein Vater studierte noch und kam nur alle zwei Wochen vorbei. Ein Telefon gab es nicht. Als ihre Welt zusammenbrach, lagen Jan und ich in unseren Kinderbettchen und schliefen. Mehr weiß ich nicht von diesem 9. November. Sie hat nie darüber gesprochen. Von meinem Vater weiß ich, dass er als Einziger seine Arbeitsstunden vollständig ableistete, auch als seine Kollegen von der Baustelle, auf der er nebenbei arbeitete, nach und nach verschwunden sind, weil sie gehört hatten, dass die Grenze offen ist. Das war am 10. November. Von da an wurde die Zeit in zwei Abschnitte geteilt – zu Ostzeiten und zu Westzeiten. Alles, worauf sie gesetzt hatten, war hinfällig. Die frühe Geburt der Kinder, die den Vorteil einer eigenen Wohnung bedeutete. Ein kompletter Neuanfang war mit zwei Kleinkindern nicht möglich. Sie waren Mitte zwanzig und saßen im falschen Leben fest. Das Neue war über Nacht gekommen, und sie hatten es sich nicht ausgesucht.

Die DDR-Regierung wusste, dass sie auf ein demografisches Problem zuläuft. Ähnlich wie im Westen waren die Geburtenraten zu niedrig, weshalb

man versuchte, Geburten zu fördern. Dies widersprach der offiziellen Doktrin, denn eigentlich sollte es im Sozialismus nur noch Wunschkinder geben. Niemand sollte mehr aus ökonomischen Gründen Kinder bekommen oder nicht bekommen. Dennoch bevorzugte man junge Familien, etwa bei der Wohnungsvergabe. Außerdem mussten Eltern mit vielen Kindern den vom Staat gewährten Ehekredit nicht oder nicht vollständig zurückzahlen. Dass diese Anreize nicht wirkungslos blieben, zeigt sich in einer Umfrage unter Wöchnerinnen aus dem Jahr 1984. 55 Prozent der Mütter, die ihr drittes Kind bekommen hatten, gaben den dadurch erlangten Krediterlass als Mitgrund für die Schwangerschaft an.

Und nach dem Mauerfall? Die ohnehin schon nicht hohe Geburtenrate von 1,6 Kindern (1988) sank auf 0,7 Kinder pro Frau (1994). Die Ursachen dafür sind sicher vielfältig. Vielleicht war es die ökonomische Unsicherheit, vielleicht die politische Orientierungslosigkeit? Vielleicht aber wollte die Generation meiner Eltern in der Mehrheit auch einfach keine Kinder haben? Mich beschleicht das Gefühl, dass Jan und ich und viele andere zur falschen Zeit am falschen Ort geboren wurden. Ein Kollateralschaden der Geschichte.

Im Internet finde ich einen alten Fernsehbeitrag zu Kindern, die von ihren Eltern nach der Öffnung der Grenze allein im Osten zurückgelassen und schließlich in Heime gebracht wurden. Die Kinder sind etwa so alt wie ich zu der Zeit. Die Eltern geben als Grund für das Zurücklassen in Interviews an, dass sie die Kinder bei ihrem Neuanfang nicht gebrauchen konnten. Sie schämen sich nicht für das, was sie getan haben. Auch die Kinder werden interviewt. Vorsichtig tragen sie ihren Wunsch vor, »die Muttis« mögen sie doch bitte wieder abholen. Sie seien auch nicht böse. Sie sind gewillt, alles zu tun. Nie wieder Blödsinn zu machen. Nie wieder frech zu sein. Nicht der Bestrafende hat Schuld an der Strafe, sondern der Bestrafte.

Ich suche nach Zahlen zu diesen Kindern. Wie viele waren das? Ich rechne mit einigen Dutzend, vielleicht hundert? Aber hier wiederholt sich das, was ich schon zu Kindesmisshandlung und sexuellem Missbrauch gefunden habe. Es gibt keine offiziellen Zahlen, weil diese Kinder nie wirklich erfasst wurden. Aber alle Zahlen, die ich finde, sind erschreckend hoch. Hunderte sollen es 1990 allein in Berlin sein, 1991 wird von 17 500 Kindern gesprochen und schließlich von 100 000. Nicht alle sind in Heimen gelandet, manche sind bei Verwandten oder Freunden geblieben, einige wurden nachgeholt. Aber alle wurden ohne Abschied zurückgelassen. Sie wurden Verwandten übergeben, mit dem Versprechen, sie in ein paar Tagen wieder abzuholen, oder man hatte in Kauf genommen, dass sie in den Wohnungen verrecken. Juristisch wurden die Eltern ausnahmslos nicht belangt. Die Kinder sind in den Wirren der Wendezeit untergegangen. Niemand fühlte sich für sie zuständig.

In einem Essay in der *Zeit* aus dem Jahr 2013 fordert der Psychoanalytiker Hans-Joachim Maaz von der »dritten Generation Ost«, also den Jahrgängen 1975 bis 1985, die Achtundsechziger des Ostens zu werden. Sie sollen ihre Eltern und Großeltern infrage stellen. Gut zwanzig Jahre nach der friedlichen Revolution wäre die Zeit reif dafür.

Franzi und ich, die wir 1986 geboren wurden, gehören nicht mehr dazu. Die Übergänge zwischen den Generationen sind fließend, aber es gibt einen Unterschied zu den älteren Wendekindern. Zwar wurden auch wir noch in der DDR geboren und haben dort die Krippe und den Kindergarten besucht, aber wir waren zu jung, um ein politisches Bewusstsein auszubilden. Die DDR-Strukturen haben wir nicht mehr als Staatsstrukturen erlebt. Sie waren ein unsichtbares, aber engmaschiges Netz von unausweichlichen Selbstverständlichkeiten, die gleichzeitig im Widerspruch zur demokratischen, liberalen Gesellschaft standen. Die Wirkkraft dieser Strukturen war dennoch prägend. Anders als die dritte Generation Ost, die den Großteil ihrer Kindheit in der DDR verbracht hat, haben wir dieselbe Musik gehört und dieselben Fernsehsendungen gesehen wie die westdeutsche Generation Y. Wir haben die gleiche Mode getragen und uns problemlos durch ganz Deutschland, Europa und die Welt bewegt. Aber der Raum, von dem aus wir auf diese neue Welt schauten, war ein anderer.

Die politischen Hoffnungen, die man in die Vertreter der dritten Generation gesetzt hatte, wurden von ihr nicht erfüllt. Kaum war sie ausgerufen, hatte sie auch schon ein Netzwerk gegründet und ein großes Büro Unter den Linden in Berlin-Mitte bezogen. Es ging um Karrieren, nicht um einen politischen Diskurs. Vielmehr sollte die DDR-Erfahrung zu einem besonderen Gütesiegel erklärt werden, die Transformationserfahrung der Nachwendezeit soll besondere Kompetenzen hervorgebracht haben. So richten sich die Forderungen des Netzwerks vor allem auf Teilhabe an den Führungsetagen der Republik. Ähnlich wie sich ihre Eltern, die Vertreter der »Generation Mauer«, mit der DDR arrangiert haben, passen sich die letzten Pioniere der Republik den neuen Gegebenheiten an und versuchen, sich darin zu beweisen.

Die in den achtziger Jahren Geborenen aber schweigen. Für uns gibt es keinen Begriff, nicht einmal den Versuch. Wir bilden kein Netzwerk.

Den Soundtrack unserer Generation, den Soundtrack einer Kindheit und Jugend im Osten der neunziger und nuller Jahre liefert 2019 vielleicht Felix Kummer mit seinem Lied *9010*. Er rappt über das Aufwachsen mit Neonazis in Chemnitz. Kummer, Jahrgang 1989, bebildert seine brachialen Lyrics im Musikvideo mit einer Collage aus Kinderbildern vor und nach der Wende, dazu politisches Zeitgeschehen. Es ist klar, die Bilder sind in uns, die DDR

ist die Echokammer der Gewalt. Dennoch ist auch ein Bekenntnis darin: Ich komme aus dem Osten, ich gehöre dazu. Ich weiß, wovon ihr redet. Ich kenne die Lieder, die ihr singt, wenn ihr betrunken seid. Ich verstehe eure Witze. Kummer ist darin vermutlich ein typischer Vertreter unserer Generation, von der es heißt, viele würden in den Osten zurückkehren oder es sich zumindest wünschen. Sein besonderes Markenzeichen ist sein Bekenntnis zu Chemnitz oder wie er gerne sagt: Karl-Marx-Stadt. Der erste Hit seiner Band Kraftklub hatte die Punchline: »Ich will nicht nach Berlin.« Ein trotziger Provinzstolz. Von Abrechnung keine Spur. Wir fragen unsere Eltern immer noch nicht, wie sie sich in der Diktatur verhalten haben.

Die Faktenlage zur DDR ist eindeutig. Keine Epoche der deutschen Geschichte ist so gut erforscht wie die vierzig Jahre SED-Diktatur. Wir sind keine Kinder mehr, sondern Erwachsene, die dieses Land mitgestalten. Doch könnte meine Generation in den Ländern alleine wählen, stellte die AfD die Ministerpräsidenten. Björn Höcke wäre thüringischer Landesvater.

Da ist eine Wut und der Hass auf all das, was anders ist. Auf den Westen, die Juden, die Ausländer. Sie zeigt sich an der Wahlurne. Sie zeigt sich in den Neunzigern, als Jugendliche Asylbewerberheime anzündeten. In der Gewalt gegen Flüchtlinge nach 2015. Sie hat das Gesicht von Robert Steinhäuser. Die Gesichter von Zschäpe, Böhnhardt, Mundlos und den Unterstützern des NSU. Wut über die Treuhand, die uns als Stichwort allein ausreicht. Die DDR hingegen wird zum Sehnsuchtsland. Pittiplatsch und Schnatterinchen. Knusperflocken und Schlagersüßtafel. Weihnachten in Familie. Wir bestehen darauf. Die Probleme kamen danach, nach der Wende. Als es den Eltern schlecht ging. Als sie uns in der Ruinenlandschaft alleine ließen.

Auch wir wollen nicht die Achtundsechziger des Ostens sein. Wir wollen nicht aufräumen. Wir gucken nicht hin. Wir wählen mehrheitlich AfD. Wir feiern Hochzeit auf Honeckers Jagdschloss. Wir reden nicht über das, was war, und das, was zwischen uns steht. Wir fordern Verständnis vom Westen, ohne selbst verstehen zu wollen, wo wir herkommen. Eigentlich müssten wir die »letzte Generation Ost« sein. Doch danach sieht es nicht aus. Der Osten und der Westen sind so weit voneinander entfernt wie vielleicht noch nie seit 1989. 2020 ist ein neues Jubiläumsjahr. Das wiedervereinigte Deutschland wird dreißig, wird erwachsen. So wie wir erwachsen geworden sind. Jetzt liegt es an uns, eine Sprache für all das zu finden.